

AKOS DOMA

Das Haus in Limone

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2024 Jung und Jung, Salzburg  
Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung,  
Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten  
Umschlagbild: Sevilla 2014 © Gloria Rodríguez  
Umschlaggestaltung: BoutiqueBrutal.com  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 978-3-99027-281-7



JUNG  
UND  
JUNG

Das Negative zu tun, ist uns noch auferlegt,  
das Positive ist uns schon gegeben.  
*Franz Kafka*

Mann und Frau ... wie sollten sie einander auch je verstehen,  
wollen sie doch beide etwas anderes. Der Mann: die Frau,  
die Frau: den Mann.  
*Frigyes Karinthy*

Der Mensch ist derart schlecht für das Leben ausgerüstet,  
dass man fast einen Übermenschen aus ihm machen würde,  
wenn man in ihm einen Schuldigen – statt ein Opfer – sähe.  
*Georges Simenon*

Weil er nicht lieben kann.  
*Federico Fellini, 8½*

Am Morgen des 1. April 2018 fuhr Sebastian F., wie er später in den Zeitungen genannt wurde, mit der Seilbahn von Malcesine auf den Gipfel des Monte Baldo.

Der Himmel war klar, es versprach ein sommerlich warmer Ostersonntag zu werden. Am Kartenschalter wechselte Sebastian F. ein paar Worte mit der Kassiererin, sagte etwas über die hervorragende Thermik, sie wünschte ihm einen guten Flug, er wünschte ihr einen schönen Tag. Die Gondel zog an, Sebastian F. blieb am hinteren Fenster stehen und stellte seinen Rucksack ab. Er war in den Anblick des immer kleiner und doch immer größer werdenden Sees so versunken, dass ihn der Mann an der Zwischenstation mehrmals zum Aussteigen auffordern musste, bevor er auf ihn aufmerksam wurde.

Auch in der zweiten Gondel, die über den Steilhang des Monte Baldo nach oben schwebte, blieb er hinten stehen. Zwei Frauen erinnerten sich, dass er sehr ruhig, fast abwesend gewirkt habe. Oben angekommen habe er sich nicht wie die anderen Gleitschirmflieger am Hang neben der Bergstation zum Absprung bereit gemacht, sondern sei vor ihnen zum Aussichtspunkt Richtung Riva und Nordufer gewandert.

Andere Augenzeugen berichteten, sie hätten ihn am Rande der Abflugstelle lange reglos im Gras sitzen gesehen. Es muss gegen zehn Uhr gewesen sein, als er seinen Schirm am Boden auszubreiten begann. Im Minutentakt hoben die Piloten ab, der Himmel war voller bunt leuchtender Gleitschirme, die summend in weiten Schleifen über die Köpfe der Schaulustigen hinwegschossen oder am Hang entlang talwärts flogen.

Sebastian F. ordnete die Schnüre seines vom Wind geblähten, knapp über dem Boden flatternden Gleitschirms,

lief mit kräftigen Schritten auf den Abgrund zu und stieß sich ab. Laut Zeugenaussagen war es ein ganz gewöhnlicher Abflug, merkwürdig daran war nur, dass sich der Pilot nicht erst durch den Auftrieb am Berg nach oben tragen ließ, sondern kerzengerade über den See hinausflog. Der feuerrote Schirm zog keine Kreise auf dem wolkenlosen Himmel, machte keine Schlenker, flog in leichtem Sinkflug, kleiner und kleiner werdend, auf das jenseitige Ufer zu.

Dann, als ihn längst alle aus den Augen verloren hatten, kam von irgendwo ein Schrei.

Spaziergänger blieben stehen, Finger deuteten in die Ferne, man konnte sehen, dass der rote Schirm um sein Gleichgewicht rang. Er klappte an den Enden ein, drehte sich ruckartig, spannte sich wieder auf, schien sich einen Moment zu erholen, doch schon im nächsten sackte er ein und begann, ein flatternder Fetzen, in freiem Fall in die Tiefe zu stürzen.

Als er in den See einschlug, war vom Berg aus nur eine winzige Trübung auf dem glänzenden Wasserspiegel zu erkennen. Obwohl die ersten Rettungsboote die Absturzstelle schon wenige Minuten später erreichten, konnte Sebastian F. nur noch tot aus dem Wasser geborgen werden.

Der Ablauf der Ereignisse wurde rekonstruiert, die Unglücksursache blieb ungeklärt. Den ganzen Sonntag hatten über dem See ideale Flugbedingungen geherrscht, atmosphärische Störungen wurden nicht registriert, die Untersuchung des Gleitschirms brachte keine Materialschäden zutage. Als Unfallursache wurde menschliches Versagen angenommen, irgendein schwerwiegender Flugfehler, der zu einem abrupten Strömungsabriss geführt und den Absturz eingeleitet haben muss.

Die Zeitungen vom Dienstag berichteten darüber im Zusammenhang mit zwei weiteren Gleitschirmunfällen, die sich an jenem Osterwochenende in Annecy sowie auf Lanzarote ereignet und insgesamt drei Menschenleben gefordert hatten.

Sonntag Morgen

## 1.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich begriff, dass ich nicht allein war. An dem kleinen Tisch am Fußende meines Bettes saß jemand.

Ich schloss die Augen, öffneten sie wieder.

Die Silhouette war noch da, eine Frau.

Ich war benommen, sonst wäre ich aufgeschreckt wie nach einem Albtraum. Als wäre ich nicht ganz bei mir, als träumte ich noch, obwohl ich wusste, dass ich wach war, dass ich mich in meinem Hotelzimmer in Malcesine befand, dass keine fünf Meter von mir entfernt eine fremde Frau saß und nur das fahle, körnige Licht des Morgens, das nicht mehr Nacht, aber auch noch keine Tageshelle war, alles unwirklich erscheinen ließ.

Ich stützte mich auf und holte Luft, mir war schwindelig.

»Verzeihung...«

Ich sprach sie, ohne zu überlegen, auf Deutsch an, in einem Hotelzimmer am Gardasee war das ziemlich nahe liegend, aber sie schien mich nicht zu hören.

»Entschuldigen Sie«, sagte ich lauter, »ich glaube, Sie haben sich in der Tür geirrt.«

Sie rührte sich nicht, starrte nur aus dem Fenster, in den prasselnden Regen. Hatte sie die falsche Tür erwischt und wusste in ihrer Verwirrung nicht, wo sie sich befand? Aber warum saß sie dann so seelenruhig da?

Ich blickte auf meinen Wecker am Nachtkästchen. 5:50. SO 29. SEPT 2019. Die frühe Stunde hätte eine gewisse Müdigkeit, nicht jedoch meinen betäubten Zustand erklärt, die seltsame Mattheit in meinem Körper und meinem Kopf. Die Frau saß noch immer an dem Tisch, in aufrechter Haltung, wie Olympia oder eine Wachsfigur. Mein

Blick wanderte zu meiner Hand auf der Bettdecke, aber sie hatte gar nichts Insektenhaftes an sich. Ich wunderte mich nur, dass ich offenbar vollkommen angezogen ins Bett gegangen war.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«

Die Frau drehte mir das Gesicht zu, als würde sie mich soeben erst bemerken.

»Ich suche meinen Mann, er ist verschwunden.«

Sie sprach langsam und derart emotionslos, dass ich im ersten Moment nicht wusste, ob ich lachen oder in Bestürzung verfallen sollte, ob es ernst gemeint oder doch nur ein subtiler Scherz war. Ein paar Antworten lagen mir auf der Zunge, dass so etwas in den besten Familien vorkäme, ob wir darauf anstoßen wollten und wie sie *mich* denn finde, aber ich sagte nur: »Kein Wunder, Sie suchen ihn im falschen Zimmer.«

»Im falschen Zimmer?«

Sie warf einen Blick auf etwas in ihrer Hand.

»Zimmer 12. Wenn, dann sind *Sie* im falschen Zimmer!«

»Ich?«

Sie hielt ihren Schlüssel in die Höhe. Ich konnte die Zahl auf dem Anhänger nicht erkennen, aber die Frau klang kein bisschen betrunken, eher erschreckend nüchtern. War ich womöglich selbst betrunken? Meine Erinnerungen an den Abend zuvor waren wie ausgelöscht. Ich wusste nicht, wie ich nach Hause gekommen war oder mit wem, sofern ich überhaupt eine Begleitung gehabt hatte. Unter solchen Umständen könnte es meinerseits vielleicht doch zu einer Verwechslung gekommen sein.

Ein einziger Blick in den Raum beruhigte mich. An der Tür hing mein leichter Übergangsmantel, auf der Ablage neben dem Schrank stand mein brauner Lederkoffer,

der Wecker am Nachtkästchen gehörte genauso mir wie das Buch daneben, das wie alle Bücher, die ich gerade las, zum Schutz in weißes Papier eingeschlagen war. Eigentlich hätte die Frau längst bemerkt haben müssen, dass sie sich in einem fremden Zimmer befand.

Vielleicht schlief ihr Mann friedlich in einem der Zimmer nebenan. Oder hatte sie ihn nur erfunden? Steckte etwas anderes dahinter? Hatte sie sich unbemerkt ins Hotel eingeschlichen? Suchte sie einen Unterschlupf, hatte sie kein Geld? Wie eine Bedürftige sah sie allerdings nicht aus, eher wie eine, die in einer Herberge dieser Preisklasse gar nicht erst absteigen würde. Oder gehörte sie zu den Frauen, die sich berufsmäßig auf die Zimmer allein reisender Männer verirrt? Wenn dem so war, hatte sie eine reichlich ungewöhnliche Art, an die Arbeit zu gehen.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, aber sie schien an einer Fortsetzung unseres Gesprächs ohnehin nicht interessiert zu sein. Sie hatte sich wieder dem Fenster zugewandt, als wäre das Thema für sie erledigt, als wartete sie nur noch, bis ich endlich verschwand.

Ich rutschte vom Bett, froh, angezogen zu sein.

»Seien Sie mir nicht böse, aber ...«

»Das bin ich nicht!«

Die Wucht, mit der sie den Satz ausstieß, ließ mich verstummen.

»Wie heißen Sie?«, fragte sie, ohne mich anzusehen.

»Berger ... Gabriel. Aber ich fürchte, das wird Ihnen auch nicht weiterhelfen.«

»Nein.«

Jetzt erst bemerkte ich die Flasche auf dem Tisch vor der Frau, und mit einem Mal begann sich das trübe Milchglas meiner Erinnerungen aufzuhellen. Ich hatte am Abend

zuvor, bevor ich zu der Party in der Villa aufgebrochen war, ein paar Gläschen Wodka getrunken, hatte dort weiter getrunken und getanzt, zu viel getrunken und vielleicht auch zu viel getanzt, mir war schlecht geworden. Mir fiel auf einmal Nella ein, der Heimweg am nächtlichen Seeufer, die Lichtspiegelungen auf dem Wasser, die Heimfahrt im strömenden Regen, das Hotel ...

Und dann?

Nichts. Dunkelheit. Und jetzt, an diesem Ende des Dunkels, in der Ecke meines Zimmers diese Frau. Wäre es Nella gewesen, hätte ich alles verstanden, aber sie war es nicht. Sie hätte Nellas Mutter sein können.

Ich bückte mich nach meinen Schuhen. Ich wollte wenigstens nicht so unhöflich sein, meinen ungebetenen Gast barfuß hinauszukomplimentieren.

Ein erster Dämmerchein erhellte den Boden, die Schuhe lagen am Fußende des Bettes, der eine hier, der andere dort. Ich kniete mich nieder, um nach ihnen zu greifen, da fiel mein Blick auf die übereinandergeschlagenen Beine der Frau unter dem Tisch. Er wanderte von den schwarzen Strümpfen über ihr kurzes schwarzes Kleid bis zu der grazilen Biegung ihres Nackens und ihren elegant hochgesteckten Haaren. Ihr Gesicht im Profil hatte etwas Feines, Filigranes. Hatte es an der Dunkelheit oder an meiner Blindheit gelegen, dass mir die Schönheit dieser Frau bis dahin nicht aufgefallen war?

»Und Sie?«

Ich verstummte. Mir war plötzlich, als sähe ich die feuchte Spur einer Träne auf ihrer Wange, und ich schluckte. Wenn mir etwas Angst einjagen konnte, so war es der Anblick einer weinenden Frau. Aber diese Frau hatte nichts Erschreckendes an sich, sie tat mir nur leid.

»Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann ...«

Ich konnte, natürlich konnte ich.

Ich stemmte mich hoch, wartete ein paar Sekunden, bis mein Schwindelgefühl nachgelassen hatte, nahm ein frisches Glas vom Tisch und schenkte ihr aus der Flasche zwei fingerbreit Wodka ein.

»Trinken Sie das, es wird Ihnen guttun.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Möchten Sie lieber einen Kaffee? Ich bringe Ihnen einen Kaffee, ja?«

Sie schwieg.

Das war immerhin kein Nein.

»Bleiben Sie sitzen, ich bin gleich zurück.«

In der Tür blickte ich mich noch einmal um. Die Frau hatte den Kopf auf ihre gekreuzten Arme gelegt, und plötzlich hatte es den Anschein, als würde die ganze dunkle Masse des Monte Baldo, der das Fenster hinter ihr ausfüllte und verschattete, auf ihren Schultern lasten.

Ich zog die Tür zu, schloss sie nicht.

Die Tür trug die Nummer 12.

Was sonst.

Es war das Zimmer, das ich gestern, Samstag früh, bei meiner Ankunft in Malcesine bezogen hatte. Zimmer 12. Den Schlüssel hielt ich in meiner Hand. Woher sie ihren Schlüssel hatte, konnte ich mir beim besten Willen nicht erklären.